Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 78 (2003)

Artikel: Auf die Höri muss man eigens wollen
Autor: Epple, Bruno
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-699411

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Auf die Höri muss man eigens wollen

Bruno Epple

Auf die Höri muss man eigens wollen

Was bedeutet Ihnen die Höri? Das werde ich immer wieder gefragt. Man nimmt an, wer hier lebt und malt, muss es wissen. Und verweist auf die vielen Maler, die vor Jahrzehnten hier wohnten, eine Litanei inzwischen bekannter Namen, die da genannt werden. In der Welt draussen gepriesene Namen, die auf diese kleine Landschaft einen Glanz werfen. In ihrer Kunst ist die Höri Bild geworden. Und darauf kann man stolz sein.

Man weiss auch um die Schriftsteller, die die Höri literarisch gemacht haben. Es trifft zu, was Erhart Kästner kühn formuliert hat: «Immer muss erst der Dichter kommen und sehen. Wirklich sind nur die bedichteten Dinge.» Da erst wird das gewöhnlich Übersehene zum Besonderen. Das stimmt so für Hermann Hesse und Ludwig Finckh, für den philosophierenden Ernst Bacmeister, für Klaus Nonnenmann, für Werner Dürrson, hier vor allem auch für Jacob Picard aus Wangen.

Doch nicht zu vergessen so viele, die keinen grossen Namen bekommen haben. Denn viele, deren Schaffen weniger beachtet blieb, weil die Grossen ganz im Licht stehen, haben hier gedacht, geschrieben, gemalt, musiziert, und das geht ungebrochen weiter in unsere Tage, also dass die Höri so etwas ist wie ein besonderes künstlerisches Gebiet. Und mancher nimmt an: Hier, gerade hier auf der Höri muss ein Künstler

in stärkerer Weise als anderswo Inspiration und Anregung erfahren; braucht nur aus dem Fenster zu schauen oder einen Feldweg dahin zu gehen, schon sieht sein Auge ein Bild um das andere, das nur noch des Rahmens bedarf. Es wäre zu entgegnen, dass viele Hörikünstler eher notgedrungen hierher kamen, der Landschaft sich allerdings nicht entziehen konnten, also dass diese doch ihre Verherrlichung durch die Kunst fand. Auch dass viele hier waren, um bei guter Gelegenheit weiterzuziehen, eben weil die Höri ihnen doch zu abgelegen, zu abgeschlossen war.
Und weshalb Künstler heute hier wohnen? Nicht, wie mancher vermutet, aus Überzeugung, nur hier besonders gut arbeiten zu können oder, was keinesfalls zutrifft, heute noch unter finanziell günstigeren Bedingungen hier zu leben. Zudem folgen Maler, die sich für modern halten, momentan anderen Tendenzen. Für sie, so scheint es, ist Landschaft keine Herausforderung, allenfalls noch für den Amateur, der sein Vergnügen darin findet, draussen an einem idyllischen Plätzchen in Versonnenheit zu zeichnen oder zu aquarellieren. Und dennoch, ja im Trotz gesagt: Die Höri-Landschaft ist für den guten Maler, der seinen Blick nicht trüben lässt von Tendenzen, nicht nur eine Verlockung, sondern eine Herausforderung, und wenn er sich ihr stellt, wird er erregend Neues sichtbar machen können und uns die Augen öffnen. Sollte das belanglos geworden sein?

Auf die Höri muss man eigens wollen. Es gibt keinen Durchgangsverkehr, nur Zugang und Ausgang.
Der eigentliche Zugang ist der von Radolfzell: Eine lange Allee von Pappeln, die stramm wie Gardisten dastehen, und die Strasse ein Damm durch ausgedehntes Schilfgebiet, das Aachried. Wer diesen Gürtel aufmerksam durchfährt, dem geht auf, dass er in ein anderes, abgesondertes Gebiet kommt. Bleibt er auf der ufernahen Strasse, landet er nach 20 Kilometern in Stein am Rhein und hat somit acht Orte durchfahren. Seltener geht's umgekehrt von Stein über den Schienerberg und die Serpentinen durch den Wald hinab nach Bankholzen.
Kurz: Die Höri ist eine eigene Welt, man kann sie nicht im Vorbeifahren «mitnehmen». Und sie liegt auch abseits der Eisenbahnlinien Singen – Konstanz oder Schaffhausen – Kreuzlingen. Die Höri also im Abseits, begrenzt vom Wasser, unüberschaubar erhöht vom Schienerberg, der bei Horn leis aufsteigt und bei Ramsen keck abfällt. Ausser der See-

APRIL 2000

grenze die Staatsgrenze – heute sehr durchlässig, aber immerhin Grenze, Übergang in ein staatlich anderes Land.
Man kann's auch so sehen: Von Deutschland her ganz im Süden, und da so etwas wie ein Auswuchs. Oder so: Von den drei ausgeformten Halbinseln ist am Westende des Bodensees im Norden der Bodanrück die grösste und längste, die feinste und schmalste die Mettnau in der Mitte, die Höri mit dem Schienerberg die höchste im Süden. Und ist immer nur in Aspekten erkennbar, in Teilstücken mit ihren charakteristischen Ausblicken auf den Zellersee, den Untersee, den Seerhein.

Landschaftliche Eigenheiten, in Stichworten: Molasse und Moränen, Hügelrundungen, tiefe Einschnitte, Tobel, Waldungen. Wiesen, Äcker, Sandböden. Frucht, Obstbau, Gemüse: Rettiche, Salat, Zwiebel als Bölle oder Bülle. In den Orten Blumen im Überschwang. Wälder, Sumpfwiesen, Schilfgürtel, Weiden, Pappeln.
Dörfer, die immer mehr Wohngebiet für Pensionäre werden, für Ruhesuchende. Fremdenverkehr, kaum Industrie. Viele fahren zur Arbeit nach Radolfzell, nach Singen, in die Schweiz. Sonntags in den Sommermonaten Lustbetrieb: Baden und Bootfahren. Im Herbst wird's leuchtend schön, im Winter nebelstill, bisweilen wie ausgestorben: Ferienwohnungen, Pensionen, Zweitwohnungen mit verschlossenen Läden. Grundstücksspekulationen und Ausverkauf, die Scheunen umgebaut zu Wohnungen, die Misthaufen verschwunden, die Landwirte zumeist nur noch auf Höfen ausserhalb.
Ein besonderes Kapitel die Geologie: In den Wangener Brüchen von der oberen Süsswassermolasse Abdrücke einer Mittelmeerflora und -fauna: Myrte, Zeder, Sumpfzypresse, Gingko, Mammutbaum. Wie fantastisch. Unten in der Bucht lebten, seit der Gletscher geschmolzen war und den See zurückgelassen hatte, Steinzeitmenschen. Wo heute der Friedhof von Wangen liegt, hatten die schon ihre Toten bestattet.

Wer wo immer auf der Höri bergan geht, also die gewundenen Wege, teils Feldwege über die Hügel, teils Hohlwege den Wald hinein und hinauf, wird sich umdrehen und unten den See erblicken, und der Blick geht in die Weite. Die Bäume heben sich ab vor dem lichten Hintergrund, und du spürst: Das Land hat seinen Atem, es ist bei aller Umgrenzung weit; es pulsiert in dieser Räumlichkeit, die einen nirgendwo

einschliesst, sondern offen ist und einen verlockt, sich weithin zu denken, über die Idylle hinaus in weitere Räume und Zeiten.
Schön auch bei Nebel: Das Land ist hellhörig, das Wasser trägt jeden Laut herüber: den Pfiff des Zuges, das Gebell eines Hundes, den Schrei der Wasservögel, das Geläut der Elfuhrglocke von Mammern, das Sirren einer Säge, und alpenländisch friedlich die Glocken der Kühe, die drüben auch nachts auf der Weide sind bis in den Herbst hinein, und durch den Morgennebel hörst du den eigenartigen Schwington, wenn Schwäne dahinfliegen und irgendwo auf dem Wasser aufsetzen.
Das Gebrumm der Flugzeuge, die von Kloten her aufsteigen oder von Wien her im tiefen Anflug hinabgleiten, mitunter mächtigen Fischen gleich in ihrer Starre und ihrem Glanz. Da erhält die Landschaft nicht nur eine besondere Räumlichkeit, sondern auch eine andere Dimension. Du spürst das Bleibende hier in seiner Geborgenheit und zugleich etwas von Weltweite, Weltenferne.
Und die geistige Dimension, die zu ahnen ist, wenn du zur Reichenau hinüberschaust, diesem ehemals geistigen und religiösen Kraftfeld, und du weisst diesseits und jenseits des Sees eine alte Kirche, eine Kapelle, ein vergangenes Kloster; du weisst etwas von Geschichte und dem, was noch dasteht als Ausdruck einer Sehnsucht und einer Erwartung: Orte der Zuflucht und der Erhöhung, Zellen des Gebets und der Andacht, Stationen des Geistes und seiner Höhenflüge.
Und das im Jahreskreis Lebende, das von Ackern und Säen und Pflanzen, das von Wachsen und Blühen und Reifen, dieses Leben in der Bleibe im Wechsel des Jahres – das bäuerliche Leben. Der Aspenhof zum Beispiel: im Stall das Vieh, die Kühe eine neben der anderen in breiter Reihe. Die Schweine im Kofen. Die Geissen. Die Hühner. Und jeden Tag misten, melken, sommers auch Austrieb und Heimtrieb. Der Duft im Stall, in der Scheune. Die Felder, die Ernte.
Oder drüben in Iznang: die flachen Felder, Sandböden, wo in langen Reihen Gemüse angebaut wird, Kraut und Kohl, Salat und Wirsing, Rüben und Rettiche aller Art, gelbe, rote, weisse. Und Zwiebeln aller Sorten, Bülle oder Bölle genannt. Und wie die Weiber da im Feld stehen, wie damit verwachsen, hingebückt mit Schürzen und Kopftuch, wie sie hacken oder Setzlinge stupfen, wie sie in Kisten und Körben ernten, putzen, richten zum Verkauf auf dem Markt. Zum Abmalen schön.
So vieles wäre aufzuzählen. Auch wie gemostet wird. Wie sie Äpfel und Birnen herankarren, und wie aus der Mosterei es einen süss und gärig

EPPLE 77

anduftet. Auch die Geschäftigkeit wäre zu beschreiben, wie die Leute nicht nur alles richtig handhaben, sondern auch, wie sie erfüllt sind von Lust und Stolz, wie sie drangvoll dabei sind in ihrem Tun, jeder mit seinem Obst, das er zusammengelesen hat und dessen Menge und Mischung nun den eigenen, ganz besonderen Most ergibt. Ein Bild auch die gewaltigen Bottiche vor dem Haus, die zum Waschen herausgestellt wurden, Fässer aus Holzdauben, schön in ihrer Biegung und geschlossenen Rundung.

Von meinem Haus oberhalb Wangen Weite im Vogelflugblick. Ich schaue von Osten nach Westen – mit der Bahn der Sonne, auch mit der Strömung des Rheins durch den See. Im Süden der Thurgauer Seerücken, dahinter weiss ich die Alpen, die sich – auf den Höhen von Schienen aus – von Vorarlberg bis zu den Berner Alpen prächtig präsentieren, vor allem bei Föhn. Ich habe also jenseits des Wassers die Schweiz vor Augen und Deutschland im Rücken. Auch das ist eine Position. Für mich ist die Schweiz nicht Ausland: nachbarlich und sprachlich bin ich ja halb Schweizer, drüben fast ebenso zuhause wie hier. Und doch ist es von Reiz, an der Grenze zu wohnen, an der Grenze von Land und Wasser, an der Grenze von Staat zu Staat. Man lernt Grenze erleben, ist eingeübt, das andere gelten zu lassen – nicht zu ignorieren, sondern zu respektieren. Man versteht, auch wenn man nicht dazugehört. Man ist Gast. Und wahrt die Höflichkeit des Gastes, und sei der jenseits der Grenze einem noch so vertraut. Du bist für ihn, soft du auch mit ihm verkehrst, immer auch der Deutsche, sprachlich mit ihm verwandt, aber eben nicht aus derselben Familie.

Immer wieder überrascht ein neuer Ausblick, Blick in die Weite, aber nicht ins Endlose. Alles ist umgrenzt: ein Kranz von Hügeln und Höhenzügen jenseits des Sees, kein flacher Horizont, sondern Linien einer mehr leisen Melodie.

Hier ist die Landschaft nicht abrupt, nicht gewaltig, so hoch die Bergrücken auch sein mögen. Die aus Molasse bestehenden, von Gletschern und Regenfluten wohlgeformten, zu Tobeln und Rücken herausmodellierten Formen sind harmonisch und sanft dahinschwingend. Weich sind auch die Buchten und Uferlinien. Das macht die Sanftheit dieser Landschaft aus. Und wo die Alpen im Süden sichtbar sind, so fern und wie im Erblühen, haben sie nichts von der Härte und Rauheit, die ihnen eigen ist; sie sind wie Erscheinungen.

Noch etwas, gerade hier, wo ich wohne: Die Landschaft, bei aller Offen-

heit, ist raumhaft. Mitunter kommt mir vor, als wohnte ich darin wie in einem grossen, erweiterten Zimmer. Je nach Stimmung ist das andere Ufer mal greifbar nah, mal entrückt, doch immer anwesend. Das Seetal wird spürbar, und dies eindringlich fromm und friedlich, wenn samstagabends die Glocken den Sonntag einläuten.